

(S. IX.)

Aus fremden Gärten 21 *Beu*



**G. A. Becquer/Reime**

*Op. 2454*  
Alexander Duncker Verlag/Weimar





Mit herzlichem Dank für die Daten  
über Nestlin Graß und dessen  
Größ.

Otto Hauser.

München, im Nov. 1913.

# Aus fremden Gärten

Eine Sammlung bedeutender und interessanter Dichtungen  
fremder Völker überlebt und herausgegeben

von

Otto Hauser

---

Jedes Bändchen ca. 3 Bg. kostet M. 0.50 geb.

---

- |  |   |
|--|---|
| 1. Li-Tai-Po, Gedichte. Aus dem<br>Chinesischen. 2. Auflage                        | 15. O. Wilde, Die Ballade vom<br>Zuchthaus zu Reading. Aus<br>dem Englischen    |
| 2. A. Ch. Swinburne, Gedichte<br>und Balladen. Aus dem Eng-<br>lischen. 2. Auflage | 16. J. P. Jacobsen, Gedichte, 2. Teil   |
| 3. Japanische Utas   | 17. 18. Multatuli, Parabeln. 1. und<br>2. Teil. Aus dem Niederl.                |
| 4. Biblische Novellen<br>(Esther, Ruth, Jona)                                      | 19. G. Flaubert, Herodias. Aus<br>dem Französischen                             |
| 5. Serbische Dichter   | 20. A. de Musset, Wovon die<br>jungen Mädchen träumen.<br>Aus dem Französischen |
| 6. Paul Verlaine, Saturnische<br>Gedichte. Galante Feste.<br>2. Auflage            | 21. G. A. Bécquer, Reime. Aus<br>dem Spanischen                                 |
| 7. Li-Tai-Po, Gedichte. Aus dem<br>Chinesischen. 2. Teil. 2. Aufl.                 | 22. Almquist, Ramido Marinesko.<br>Aus dem Schwedischen                         |
| 8. A. Ch. Swinburne, Lieder vor<br>Sonnenaufgang. 2. Auflage                       | 23. Almquist, Der Palaß   |
| 9. Das Hohe Lied. Aus dem<br>Hebräischen   | 24. H. Drachmann, Beethovens<br>9. Symphonie. Aus dem Dän.                      |
| 10. J. P. Jacobsen, Gedichte. Aus<br>dem Dänischen                                 | 25. H. Drachmann, Er starb und<br>wurde begraben                                |
| 11. O. Wilde, Charmides. Aus<br>dem Englischen                                     | 26. 27. O. Wilde, Gedichte. 1. und<br>2. Teil. Aus dem Englischen               |
| 12. F. van Eeden, Ellen. Ein Lied<br>vom Schmerz. Aus dem<br>Niederländischen      | 28. Molière, Sganarell. Aus dem<br>Französischen                                |
| 13. 14. Dante, Die göttliche<br>Komödie. 1. und 2. Teil                            | 29. Molière, Die lächerlichen<br>Preziosen                                      |
|  | 30. Molière, Die Mannerschule   |

---

Weitere Bändchen von Boccaccio, Dante, Milton, Poe,  
Björnson, Beyle-Stendhal, Longfellow u. a. in Vorbereitung

**GUSTAVO ADOLFO BECQUER**  
**REIME**

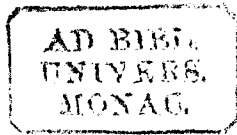
**AUS DEM SPANISCHEN**

**VON**

**OTTO HAUSER**

**ALEXANDER DUNCKER VERLAG**  
**WEIMAR MCMXIII**

*g5043*



**ALLE RECHTE VORBEHALTEN**

**DRUCK: OHLENROTHSCHE BUCHDRUCKEREI  
GEORG RICHTERS IN ERFURT**

## ZUR EINFÜHRUNG

**E**s ist gewiß bezeichnend, daß die spanische Literatur des 19. Jahrhunderts seine zwei am tiefsten dichterischen Erscheinungen in Sprossen deutscher Familien hat, in Fernan Caballero, der Begründerin der neuen realistischen Prosa, und in Gustavo Adolfo Becquer, dem Lyriker. Fernan Caballero war die Tochter des Hamburgers Nikolaus Böhl von Faber, den ein jüdischer Konvertit zum Katholizismus geführt hatte und der dann in Spanien eine zweite Heimat fand (seine Gattin war eine Spanierin halb irischer Abkunft). Daneben hat freilich auch Eugenio Hartzenbusch, der Sohn eines Rheinländers und einer Spanierin, seine große Bedeutung für die neuere spanische Literatur, aber doch weniger um seiner Dichtungen willen, die an Epigonismus leiden, als wegen seines Eifers für die große Literatur der Vergangenheit. Die Erklärung für diese Tatsache ist, daß Spanien seiner schöpferischen Elemente, der Goten und anderen Germanen, durch Wikingerdrang ins Ferne (Conquistadoren) durch Asketismus (man denke an die typischen Gestalten spanischer Orden) und durch die Inquisition<sup>1)</sup> und die politischen Verfolgungen der moderneren Geister geradezu systematisch beraubt wurde. Ganz fehlen die germanischen Elemente freilich auch heute noch nicht in Spanien, und namentlich unter den Malern wurde die Häufigkeit des blonden Typus mehrfach hervorgehoben; auch die bedeutendste Spanierin des 19. Jahrhunderts, Eugenie Guzman de Montijo, allerdings Halbengländerin, war blond, zart und blauäugig. Es ist natürlich, daß der alte Adel, trotz eingetretener Verdunkelung der Farben, noch immer eine Komponente germanischen Blutes enthält und dementsprechend unter den irgend hervortretenden Persönlichkeiten die Mehrzahl gute

<sup>1)</sup> Mehrere Inquisitoren waren, wie auch anderwärts, getaufte Juden, so vor allem Torquemada.

alte Namen trägt. Der Adel selbst war lange ungemein stolz und eifersüchtig auf seine gotische Herkunft, die er rassisch ganz richtig in dem „blauen Blute“ bezeugt sah — ein Ausdruck, den man prägte, weil man sich durch die weiße Haut, die die Adern darunter blau erscheinen läßt, deutlich genug von der brünetten Vorbevölkerung unterschied. Wie in anderen Ländern bildete auch in Spanien Blondheit ein weiteres Merkmal der Zugehörigkeit zum echten Adel. Aus der Zeit, da der Adel noch leidlich rein war, stammen die Klassiker der spanischen Literatur, die altadligen Lope de Vega, Calderon, übrigens der Sohn einer Flämin, und Cervantes. Aber als die große Erneuerung der Literatur in Frankreich, England, Deutschland, Norditalien neue „Klassiker“ erstehn ließ, war Spanien bereits nicht mehr fähig, den Alten ebenbürtige Geister hervorzubringen, nicht anders Portugal, das Land eines Camoës.

Wichtig ist ferner die Unterdrückung der Reformation, die auch in Spanien verheißungsvolle Anläufe genommen hatte, und die Herausbildung einer starren mechanischen Gläubigkeit — beides nur bezeichnend für den Eintritt einer tiefgreifenden Wandlung in der Rasse —: die Vorherrschaft des Formalismus wurde damit festgelegt, und auch die eigenartigere Begabung konnte sich, wo er in ihr gleichsam gezüchtet war, nicht davon frei machen. Die Geistigkeit war dem Fluch verfallen; die Dichtungen wurden schöne Gefäße ohne Inhalt. Man ahmte immer nur nach, bald sich selbst, bald das Ausland. Das unterscheidet nun die Fernan Caballero und Gustavo Adolfo Becquer zu tiefst von den andern spanischen Dichtern. Sie brachten, obwohl katholisch getauft, die Geistigkeit ihrer protestantischen Vorfahren im Blute mit. So schuf die Fernan Caballero die ersten spanischen Erzählungen, die nach den bedeutsamen Werken der Zeit des Cervantes wieder Inhalt hatten, so Gustavo Adolfo Becquer die ersten spanischen Gedichte, die nicht nur (im Spanischen so leicht zu findende) schöne Worte waren.

Man bemerkt, daß die Fernan Caballero bewußt spanisch zu sein suchte; sie als erste schilderte wieder das Volk in seinen



kennzeichnenden Zügen, vielleicht nicht ohne ein leicht ethnographisches Interesse, das die halbe Ausländerin verrät. Ebenso Gustavo Adolfo Becquer, trotz den offenkundigen Beziehungen zur neueren mitteleuropäischen Lyrik. Er verwarf den Reim und die mitteleuropäischen Formen fast völlig und schrieb in altspanischen Assonanzen, die freilich niemals ganz vergessen worden waren. Auch in seiner Ausdruckweise, die, selbst auf die Gefahr hin, gelegentlich nüchtern zu erscheinen, alle Schönredigkeit vermeidet, schließt er sich an die älteren Romanzen und Lieder an. Der Einschlag von Sentimentalität und Ironie, der manchmal aufblinkt, wird in diesen klar-sachlichen Versen darum als fremder Zusatz empfunden.

Gustavo Adolfo Becquer, der seine Taufnamen offenkundig nach seinem protestantischen Vorfahren trug, wurde am 17. Februar 1836 in Sevilla geboren. Er war der Sohn des angesehenen Genremalers Joaquin Becquer; die Familie hieß ursprünglich Becker. Der Vater starb, als Gustavo Adolfo fünf Jahre alt war, die Mutter nach vier weiteren Jahren. Eine vermögende Dame, seine Patin, ließ ihn erziehen. Aber der Siebzehnjährige, der sich zum Kaufmann heranbilden sollte, verläßt seine Beschützerin und Sevilla, geht nach Madrid und wird Schriftsteller. Daneben malt er gelegentlich für seinen Unterhalt. Nach einigen Jahren folgte ihm sein älterer Bruder Valeriano in die Hauptstadt, Maler wie der Vater. Die beiden Brüder arbeiteten nun gemeinsam. Die erste Zeit brachte viel Enttäuschungen; als sich dann aber ihre Verhältnisse freundlicher zu gestalten begannen, starb erst Valeriano und wenige Monate später (am 27. Dezember 1870) Gustavo Adolfo. *Todo es mortal!* sollen seine letzten Worte gewesen sein. Sein Freund und Biograph Ramon Rodriguez Correa nennt ihn in dem Geleitwort zur Sammelausgabe seiner Werke („Obras“, 7. Auflage 1911) einen Engel; er habe nie von irgend jemand Böses gesprochen. Seine Seele war die einer andern Zeit: aus dem Getriebe der Gegenwart träumte sie sich in eine adligere Vergangenheit zurück<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Über Becquers äußere Erscheinung weiß ich nur nach dem Bilde zu berichten, das seinen „Obras“ vorangesetzt ist. Es rührt von Valeriano

Becquers Ruhm bilden seine „Legenden“ und seine „Reime“ (Rimas). Die „Legenden“ gehören in die Gruppe phantastischer Prosadichtungen, die E. T. A. Hoffmann und Edgar Poe zu ihren Hauptvertretern hat. Auch Correa betont die Verwandtschaft der Legenden Becquers mit deutschen Schöpfungen, die er freilich höchstens durch französische Vermittelung und nur zu sehr kleinem Teile kannte. Deutsch aber muten auch seine „Reime“ an. Man nannte den Namen Heinrich Heines, doch kaum mit Recht. Nur weil man Becquers Gedichte epigonistisch in Heines Sprache übersetzte, konnte der Anschein einer Verwandtschaft zwischen beiden entstehen. Sentimentalität und Ironie, die doch bei Becquer nur selten sind, stammen aus den französischen Romantikern, aus Musset vor allem, der selbst wieder auf Byron zurückgeht. Heine ist nur ebenso das Endglied einer Literaturgattung wie Becquer. Dagegen besteht bei ihm eine natürliche Verwandtschaft mit der deutschen Lyrik als solcher, wie eine gleiche Verwandtschaft zwischen ihr und der ältern spanischen Lyrik besteht: alle sind sie Ausdruck spezifisch germanischer Wesensart. Daher ihre Wortkargheit, die nicht breit aussprechen, sondern Empfindungen suggestiv wiedererwecken will, ihre innere Künstlerschaft, die sich in der äußeren Formbeherrschung keine Genüge weiß. Becquers „Reime“ verschmähen mit klarer Absicht die übliche Rhetorik, aber sie sind überaus bedacht auf künstlerische Wortwahl und rhythmische Bewegung.

Bereits 1902 veröffentlichte ich in Aufsätzen Übertragenen Becquerscher Gedichte. Ich glaubte damals noch, die Assonanzen der Originale durch Reime ersetzen zu müssen; in meiner „Weltgeschichte der Literatur“ (1910) gab ich dann

her und wurde von B. Maura 1884 gestochen. Danach war Becquer zweifellos brünett; der Kopf war lang, die Stirne vorgewölbt, das Gesicht schmal, die Augen groß und schön, die Nase gerade, das Haar gewellt. Daß er in seinen „Reimen“ ein ausdrücklich blondes Ideal besingt, mag mit einer unbewußten Hinneigung zum reineren Typus zusammenhängen, dem er nach seiner seelischen Anlage sicher weit mehr als nach seinem Äußern zugehörte: ein Beispiel der nicht zu häufigen Zusammenfügung (nicht Durchdringung) von brünettem Typus und nordischem Wesen (wie Lenau, Chamisso).

ein Stück in wirklichen Assonanzen. Man mag nun in der Tat die Assonanz im Deutschen als ungewöhnlich empfinden, obwohl sie ein Eichendorff in gar manchen seiner bekanntesten Lieder angewendet hat<sup>1)</sup> und von den Neueren Martin Greif sich mit einer gewissen Vorliebe ihrer bediente, wenn auch nur für die unpaarigen Zeilen<sup>2)</sup>. Vielleicht erfaßt sie auch das deutsche Ohr nur schwer, besonders wenn sie sich nicht dem Reime sehr annähert (Grunde — verschwunden; alle — Halme, im Gegensatz zu gehen — sterben; Felde — bebet). Jedenfalls aber hätte es mir eine Verwischung der Eigenart Becquers geschienen, wenn ich die Assonanzen durch (viel leichter zu findende) Reime ersetzt hätte. Wer will, mag die Verse als reimlos lesen. Ich bin ihnen im Rhythmus, der manchmal von Becquer in deutsch-englischer Art skandiert, zumeist aber frei behandelt wurde, im Wortlaut überall, in der Anwendung von Assonanz oder Reim mit nur wenigen Ausnahmen getreuest gefolgt. Die Ausnahmen sind: I, XXXIX und XLIV, wo Becquer je in allen Strophen die gleiche Assonanz bringt. Ich folgte dem Spanischen auch darin, daß ich dreisilbige Assonanzen mit zweisilbigen verband (*día — rítmica; ébano —*

- 1) In einem kühlen *Grunde*  
 Da geht ein Mühlenrad,  
 Mein' Liebste ist *verschwunden*,  
 Die dort gewohnet hat...

Hör' ich das Mühlrad *gehen*,  
 Ich weiß nicht, was ich *will*,  
 Ich möcht' am liebsten *sterben*,  
 Dann wär's auf einmal *still*.

- 2) **VOR DER ERNTE.**  
 Nun störet die Ähren im *Felde*  
 Ein leiser Hauch,  
 Wenn eine sich beugt, so *bebet*  
 Die andre auch.

Es ist, als ahnten sie *alle*  
 Der Sichel Schnitt —  
 Die Blumen und fremden *Halme*  
 Erzittern mit.

pecho). Wo der Dichter mit Absicht reimnahe Assonanzen wählte (igual — andar; senté — pared), tat auch ich so. Gelegentlich lösen solche Assonanzen regelrechte Reime ab, wie anderseits in gereimten Gedichten mehrfach Assonanzen den Strophenschluß bilden. Ich habe übrigens die spanischen Versmaße bereits in meiner Übertragung des „Don García von Navarra“ von Molière nachgebildet. Namentlich im Romanzenvers, dem Achtsilber, geben die bisher von den Übersetzern gewählten skandierten Trochäen<sup>1)</sup> die Eigenart des spanischen Metrums ebensowenig wieder wie die skandierten Alexandriner die französischen. Meine Übertragungen bringen von den sechsundsiebzig Stücken der „Rimas“ nur die unbedingt wertvollen. Der Charakter eines einheitlichen Gedichtzyklus wird dadurch nicht gestört.

OTTO HAUSER

---

<sup>1)</sup> Traurend tief saß Don Diego,  
Wohl war keiner je so traurig...  
Im Gegensatz dazu im Spanischen:  
Cuidando Diégo Láinez  
En la méngua dé su casa,  
Fidálga, rica y antigua  
Antés que Jñigo Abárca.

I I

**E**ine Hymne gigantisch und eigen  
Verkündet den Tag in der Nacht meiner Seele;  
Diese Blätter sind ihre Kadenzen  
Die weit mit der Luft in das Dunkel verbeben.

O ich wollt', ich vermöchte, der Menschen  
Rebellische Sprache bezwingend, die karge,  
Sie mit Worten zu schreiben, die Seufzer  
Und Lächeln zugleich sind und Töne und Farben!

Doch umsonst ist der Kampf; keine Schiffer  
Vermag sie zu fassen, und kaum, wann, o Traute,  
Deine Hand in der meinen ich hielte,  
Vermöcht' ich, allein, sie ins Ohr dir zu raunen.

II II

**P**feil, der im Fluge dahinschwirrt,  
Wie Zufall die Bahn ihm gab;  
Der nicht ermißt, wo am Ende  
Er zitternd noch haften mag;

Blatt, das der heiße Südwestwind  
Vom Baume, vom dürren, brach,  
Und das nicht weiß, welche Scholle  
Er ihm zur Ruhstatt ersah;

Gigant'sche Welle, die ferne  
Der Sturm in das Meer hin jagt,  
Die rollt und entwallt und nimmer  
Erkennt, zu welchem Gestad;

Licht, das in zitternden Kreisen  
Erglänzt, dem Erlöschen nah,  
Und ahnen nicht kann, mit welchem  
Verglühn wird sein letzter Strahl:

Das bin ich, der durch das Leben  
Hinzieht auf des Zufalls Pfad,  
Und nimmer fragt, wo er herkommt,  
Noch wohin der Schritt ihn trag'.

III VI

**G**leichwie das Lüftchen, dessen linde Hauche  
Das Blut auf einem dunkeln Schlachtfeld kühlen  
Und in dem Schweigen der verhüllten Nacht  
Düfte und Melodien mit sich führen:

So in dem grausen Stück des Britenbarden  
Geht, ein Symbol des Schmerzes und der Süße,  
Die liebliche Ophelia im Wahnsinn  
Blumen pflückend und singend uns vorüber.

IV VII

**I**n dem Saale in dunkeler Ecke,  
Von dem Meister vergessen so lange,  
Ohne Laut und von Staub überzogen,  
Erblickt man die Harfe.

In den Saiten, gleich Vögeln im Laube,  
Schlafen Töne wie viel und erharren  
Jene schneeige Hand, die sie freundlich  
Erlöse vom Banne.

Ach, wie oft in den Tiefen der Seele  
Schläft der Genius also und wartet  
Gleichwie Lazarus, daß eine Stimme  
Zu ihm spreche: „Steh auf nun und wandle!“

V viii

Wann ich fern die azurene Kimmung  
 Mir sehe verschwinden,  
 Überwoben von goldenem Staubflor,  
 Der ruhelos zittert:  
 O, da ist mir, ich könnt' mich vom Grund hier,  
 Dem elenden, schwingen  
 Und im Nebel, im goldenen, fluten,  
 In leichten Atomen  
 Unendlich verschwimmen.

Wann ich nächstens die Sterne hoch oben  
 Am dunkelen Himmel  
 So wie Feuerpupillen, die glühen,  
 Mir sehe erblinken:  
 O da ist mir, ich könnt' mich erheben  
 Dahin, wo sie schimmern,  
 Und vergehn in dem Licht, und ich löste  
 Wie in einem Kusse  
 Zu Glanz mich mit ihnen.

Was ich glaube, im Meer meiner Zweifel  
 Erkenn' ich es nimmer;  
 Aber doch, diese Sehnsucht bezeugt mir:  
 Ja, ich trage etwas,  
 Das göttlich, hier innen.

VI ix

Die Lüfte küssen, die sanft säuselnd schweifen,  
 Die leichten Wellen im Darüberweben;  
 Die Sonne küßt die Gold- und Purpurstreifen  
 Der Wolken, die im hohen Westen schweben;  
 Die Flamme wird den ganzen Stamm ergreifen,  
 Die zu küssen, die drüben sich erheben;  
 Und selbst die Weide neigt sich tief zum Flusse  
 Und erwidert, geküßt, mit einem Kusse.

VII  $\bar{x}$

Der Luft unsichtbare Atome zittern  
 Im weiten Kreis, entzünden sich und sprühen.  
 Der Himmel wandelt sich in goldne Strahlen,  
 Die Erde schauert auf, in Lust erglühend;  
 Wogen von Harmonieen hör' ich fluten,  
 Den Laut von Küssen und den Schlag von Flügeln.  
 Die Lider schließen sich ... Was soll das alles?  
 Die Liebe geht vorüber.

VIII XI

Feurig und dunkel bin ich, mich wähle,  
 Symbol der Leidenschaft siehest du mich;  
 Voll Lustbegehren ist meine Seele.  
 Suchest du mich, sag? — O nein, dich nicht.  
 Mit blasser Stirne, mit goldnen Haaren,  
 Bieten dir kann ich Glück ohne Ziel;  
 Schätze von Zärtlichkeit siehst du mich wahren.  
 Rufst du nach mir, sag? — Nein, nicht nach dir.  
 Ich bin ein Traumbild nur vor den Sinnen,  
 Von Licht und Nebel ein eitler Trug;  
 Ich bin unkörperlich, nie zu gewinnen,  
 Kann dich nicht lieben. — O komm, komm du!

IX XII

Daß deine Augen so grün sind  
 Wie das Meer, beklagst du, Mädchen;  
 Doch grün sind die der Najaden,  
 Und grüne hatte Athene,  
 Und grüne Pupillen haben  
 Die Huris auch des Propheten.  
 Grün ist die Tracht, die im Frühling  
 Die Wälder zum Fest anlegen,  
 Und unter den sieben Farben  
 Läßt Iris strahlend es sehen;



Grün ist der Smaragd, der Hoffnung  
Ist Grün zur Farbe gegeben,  
Grün sind die Wogen des Ozeans  
Und die Lorbeern der Poeten.

Deine Wange ist die Rose,  
Die frühe, von Tau betrännte,  
Die ihres Kelches Karmin  
Erschimmern läßt unter Perlen.

Und dennoch hör' ich  
Dich klagen, Mädchen,  
Daß deine Augen  
Den Reiz ihr nähmen:  
Glaub mir dagegen:

Es gleichen deine Pupillen,  
Die feuchten, grünen, beweglichen,  
Den frühen Blättern der Mandel,  
Die im Hauch der Lüfte beben.

Dein Rubinenmund ist eine  
Gesprungne Granate, deren  
Kühlender Purpur im Sommer  
Den Durst'gen einlädt am Wege.

Und dennoch hör' ich  
Dich klagen, Mädchen,  
Daß deine Augen  
Den Reiz ihm nähmen;  
Glaub mir dagegen:

Es gleichen deine Pupillen  
Im Zorne, funkelnd, dem Meere,  
Das an Kantabriens Klippen  
Sich bricht in stürmischem Jäsen.

Die Stirn, die von goldnen Flechten  
Bekrönte, von krausen, schweren,  
Ist Schneegebirg, das die letzten  
Schimmer des Tages umweben.

Und dennoch hör' ich  
Dich klagen, Mädchen,  
Daß deine Augen  
Den Reiz ihr nähmen;  
Glaub mir dagegen:  
Sie gleichen zwischen den blonden  
Wimpern, inmitten der Schläfen,  
Broschen von Gold und Smaragden,  
Auf Hermelin hingelegten.

X XIII

Dein Aug ist blau, und sehe ich dich lächeln,  
Gemahnt mich seine sanfte Klarheit immer  
An den zitternden Glanz der Morgenhelle,  
Die sich im Meere spiegelt.

Dein Aug ist blau, und sehe ich dich weinen,  
Sind die kristallinen Tränen mir darinnen  
Wie Tropfen Taues, die am frühen Tage  
Auf einem Veilchen liegen.

Dein Aug ist blau, und strahlt aus seinem Grunde  
Gleichwie ein Lichtpunkt ein Gedanke wider,  
So ist es wie ein Stern mir, der verloren  
Aufblinkt im Abendhimmel.

XI XIV

Ich sah dich einmal, und vor meinen Augen  
Taucht immer deiner Augen Bild mir auf,  
Gleich dem feuerumkreisten dunkeln Male,  
Das blind macht, wenn man in die Sonne schaut.

Wohin sich immer meine Blicke wenden,  
Will ich ihre Pupillen flammen sehn;  
Dich aber find' ich nicht in dir; ich schaue  
Immer die Augen, deine, nur, nichts mehr.

Ich sehe sie in meines Zimmers Grunde  
Phantastisch mir erstrahlen, sie allein,  
Und liege ich im Schlaf, so fühl' ich, wie  
Sie über mir sich auftun, groß und weit.

Ich weiß: Irrlichter gibt es, die in Nächten  
Plötzlich erscheinen vor des Wandrers Blick:  
Ich fühl', ich müsse deinen Augen folgen,  
Doch wohin sie mich führen, weiß ich nicht.

## XII xv

Wallender Taffet von Nebelschwaden,  
Flatterndes Schaumband weißer Kaskaden,  
    Klänge, viel traute,  
    Von goldner Laute,  
Lichtwoge, Küsse der Luft im Flug,  
    Solches bist du!

Du, luft'ger Schatten, den nichts je bindet,  
Der, wann ich nach ihm greife, entschwindet,  
Unfaßbar immer, wie Nebelbrauen,  
Wie Ton, wie Flammen und wie des blauen  
    Sees Geschluchz.

Strandlosen Meeres Woge, wild brausend,  
Irrstern, den leeren Weltraum durchsaudend,  
    Klage von grimmen  
    Sturmwindes Stimmen,  
Sehnsucht nach Höherm, die nie erlischt:  
    Solches bin ich.

Ich, der ich nächstens und tags nach deinen  
Augen, ersterbend, wende die meinen,  
Der einen Schatten in Wahnverlangen  
Verfolgt, das glühende Kind will umfassen  
    Eines Gesichts!

XIII XVI

Wenn auf deinem Balkon die blauen Glocken  
 Sich neigen still  
 Und du dann glaubst, vorüber wehe seufzend  
 Der Flüsterwind,  
 Wisse, verborgen unterm Grün der Blätter  
 Seufze da ich.

Wenn du weit hinter dir ein unbestimmtes  
 Rufen vernimmst  
 Und glaubst, daß eine Stimme dich von ferne  
 Beim Namen rief,  
 Wiss', in den Schatten, die dich rings umgeben,  
 Rufe da ich.

Wenn dir in tiefer Nacht das Herz erbangend  
 Zusammenschrickt,  
 Wie ein glühender Atem deine Lippen  
 Versengend trifft,  
 Wiss', ob unsichtbar auch, an deiner Seite  
 Atme da ich.

XIV XVII

Heut lächeln mir die Erde und die Himmel,  
 Heut ist mein tiefstes Herz von Sonne voll,  
 Heut sah ich sie... und sie mich wieder... heute  
 Glaub' ich an Gott!

XV XVIII

Vom raschen Tanze müde,  
 Glühender Farbe und beengten Atems,  
 Auf meinen Arm sich stützend,  
 Blieb sie an einem Ende stehn des Saales.  
 Im leichten Flor, der über  
 Den hochklopfenden Busen ihr sich spannte,  
 Wiegte sich eine Blume,  
 Leise und regelmäßig mit ihm schwankend.

Wie in Perlmutterwiege,  
Die das Meer mit sich führt, zephyrumflattert,  
Schief sie beim Atemholen  
Ihrer halboffenen Lippen, traut umfangen!

Oh, wer doch also, dacht' ich,  
Die Zeit vorüber könnte gleiten lassen!  
Oh, wie süß muß der Traum sein,  
Wenn Blumen also schlafen!

XVI XIX

Wann still zur Brust du das blasse  
Schwermütige Antlitz neigest,  
Muß ich gebrochener Lilie  
Dich vergleichen.

Denn da er als ihrem himmlischen  
Symbol dir gab diese Reine,  
Schuf Gott dich wie sie aus Gold und  
Schneees Weiße.

XVII XX

Wisse: fühlst du ein glühendes Geschwele  
An deinem roten Mund unsichtbar saugen:  
Die mit dem Blicke sprechen kann, die Seele,  
Sie kann ingleichen küssen mit den Augen.

XVIII XXI

Für einen Blick eine Welt;  
Einen Himmel für ein Lächeln;  
Für einen Kuß... oh, ich weiß nicht,  
Was ich für den Kuß dir gäbe!

XIX XXIV

Zwei lohende Feuerzungen,  
Die, am gleichen Stamm entbrennend,  
Einander nahn und im Kusse  
Eine einzige Flamme werden;

Zwei Töne, die von der Laute  
Gleichzeitig die Hand entsendet  
Und die, im Raum sich vereinend,  
Zur Harmonie sich verschränken;

Zwei Wogen, die miteinander  
An einem Gestade sterben  
Und sich mit silbernem Kamme  
Bekrönen, wie sie zerschellen;

Zwei Schwaden von Nebeldunst,  
Die kreisend vom See aufwehen  
Und zu *einer* weißen Wolke  
Am Himmel droben verschmelzen;

Zwei gleichzeitige Gedanken,  
Zwei Küsse, zugleich gegeben,  
Zwei Echos, die sich vermischen...  
Das sind unsre beiden Seelen.

XX XXV

Wann in der Nacht dich des Schlafes  
Florene Flügel umbreiten,  
Und deine gesenkten Wimpern  
Bogen von Ebenholz scheinen —  
Daß ich den Schlag deines Herzens  
Belausch' in seinen Gezeiten,  
Und leise an meine Brust  
Dein schlafendes Köpfchen neige:  
    Gäb' ich, mein Lieb, dir  
    Was sich nur mein nennt,  
    Licht, Luft und Denken  
    Alles zu eigen.

Wann deine Augen ins Ferne  
Zu Unsichtbarem hinschweifen,  
Und hell eines Lächelns Abglanz  
Über die Lippen dir gleitet —

Daß auf der Stirn den Gedanken  
Ich dir läse, den geheimen,  
Der hinzieht, wie übern Spiegel  
Des Meeres die Wolken reisen:  
    Gäb' ich, mein Lieb, dir,  
    Was uns nur schmeichelt:  
    Ruf, Gold, Verehrung,  
    Genie zu eigen.

Wann du verstummst und rascher  
Die Atemzüge dir eilen,  
Die Wangen brennen, die schwarzen  
Augen halb aufstehn, entgeistert —  
Ach, daß ich zwischen den Wimpern  
Die Funken in feuchtem Scheine  
Erblinken säh, die dem Krater  
Deines Begehrens entsteigen:  
    Gäb' ich, mein Lieb, dir,  
    Was uns verheißen  
    Glaube, Geist, Erde,  
    Himmel zu eigen.

## XXI XXVll

Ich zittre, dich wach zu schauen,  
Doch schläfst du, wag ich's und tu es;  
Darum, Seele meiner Seele,  
Wach' ich, indessen du schlummerst.

Wach lächelst du, und in dem Lächeln scheinen  
Die Lippen, die nicht ruhen,  
Scharlachne Blitze, die auf einem Himmel  
Von Schnee wie Schlangen zucken.

Doch wann du schläfst, so welt ein leichtes Lächeln  
Die Winkel deines Mundes,  
Mild wie die helle Lichtspur einer Sonne,  
Bevor sie ganz versunken...  
— Schlummre!

Wach blickest du umher und machst im Blicke  
Die feuchten Augen funkeln,  
Der blauen Welle gleich, auf deren Kamme  
Die Sonne blendend glutet.

Doch wann du schläfst, so dringt durch deine Lider  
Ein Schimmer nur, ein ruhiger,  
Wie aus durchsicht'gem Lampion gedämpfte  
Strahlen von Licht nur fluten.  
— Schlummre!

Wach redest du, und deine Worte scheinen,  
Die wilden, unbezwungenen,  
Regen von Perlen, der in goldnen Becher  
Prasselt in jähem Sturze.

Doch wann du schläfst, hör' ich in deines Atems  
Gemeßnem, leisem Zuge  
Wie ein Gedicht, dem die verliebte Seele  
Stunde hier lauscht auf Stunde...  
— Schlummre!

Ich legte die Hand aufs Herz mir,  
Damit sein Klopfen verstumme  
Und die feierliche Stille  
Der Nacht nicht stör' in der Stube.

Deines Balkons Persianen  
Zog ich zu, daß ungerufen  
Der Glanz des Morgens nicht eindring'  
Und dich weck' mit seinem Kusse...  
— Schlummre!

XXII    xxiX

Sie hielt ein Buch aufgeschlagen  
Auf ihrem Schoße,  
Und an die Wangen mir streiften  
Die schwarzen Locken!



Die Buchstaben sahn wir, glaub' ich,  
Nur wirr verschwommen,  
Doch störten das tiefe Schweigen  
Mit keinem Worte.  
Wie lang so? Auch damals ist mir's  
Bewußt nicht worden.  
Ich weiß nur, man hörte mehr nicht  
Als nur den Odem,  
Der fliegend von unsern Lippen  
Sich rang, den trocknen,  
Weiß nur, wie wir zueinander  
Zugleich uns bogen  
Und Augen und Lippen plötzlich  
Sich finden sollten.

— — — — —  
— — — — —

Das Buch war die „Hölle“ Dantes.  
Und da, durchlodert,  
Wir wieder ins Buch sahn, fragt' ich:  
„Begreifst du, Holde,  
Daß von *einem* Vers ein ganzes  
Gedicht umschlossen?“  
Und glühend gab sie zur Antwort:  
„Nun weiß ich's, Holder!“

### XXIII XXX

In ihre Augen drängte sich die Träne,  
Mir auf die Lippen Worte des Verzeihns,  
Da sprach der Stolz und ließ die Träne schwinden,  
Das Wort auf meinen Lippen dorrt ein.

Ich zieh auf einem Wege, sie auf anderm,  
Doch denken wir der Liebe in uns zween,  
Sprech' ich: „O warum hab' ich da geschwiegen?“  
Spricht sie: „O warum hab' ich nicht geweint?“

XXIV XXX)

Ein tragisch Possenspiel war unsre Liebe,  
In dessen toller Fabel  
Ernst und Groteske, wunderbarlich sich mischend,  
Tränen weckten und Lachen.

Das Schlimmste aber war an der Geschichte,  
Daß am Schlusse des Farce  
Ihr man Tränen und Lachen zollte, aber  
Für mich nur Tränen hatte.

XXV XXXIV

Schweigend geht sie, und stumme Harmonie sind  
Alle ihre Bewegungen;  
Die Schritte klingen, und im Klange gleichen sie  
Beschwingter Hymne rhythmischen Kadenz.

Sie schlägt die Augen etwas auf, die Augen,  
Die wie der Tag so helle,  
Und Himmel nun und Erde, was sie fassen,  
Glühen mit neuem Licht in ihren Sternen.

Sie lacht, und in dem Lachen sind die Töne  
Der flücht'gen Wasserwellen;  
Sie weint, und ein Gedicht von unermesslicher  
Süße ist jede Träne.

In ihr ist Licht, in ihr ist Duft, ist Farbe,  
Ist die Linie, die strenge,  
Die weiche Form, die Weckerin der Wünsche,  
Der Ausdruck, Quell von Poesie ohn' Ende.

Doch soll sie dumm sein? — Bah, indes sie, schweigend,  
Dunkel verwahrt das Rätsel,  
Gilt, was sie schweigt, nach meiner Ansicht, immer  
Mehr, als was eine andre zu mir redet.

XXVI XXXVII

Sterben werd' ich vor dir: verborgen trag' ich  
Bereits in meiner Brust  
Den Stahl, womit mir deine Hand die breite,  
Tödliche Wunde schlug.

Sterben werd' ich vor dir, und wann mein Geist  
In unerloschner Glut  
Dann an des Todes Pforten steht, auf dich  
Wird er dort warten nur.

Die Stunden nehmen Tage, Tage Jahre  
Dahin mit ihrer Flucht,  
Und du auch kommst dereinst zu jener Pforte,  
Der jeder nahen muß,

Während zurückgeblieben auf der Erde  
Dein Staub und deine Schuld,  
Gleichwie in anderm Jordan rein gebadet  
Nun in des Todes Flut;

Dort, wo, verzitternd, jeder Laut des Lebens  
Erstirbt und jeder Ruf,  
Gleichwie die Welle, die zum Strande flutet  
Und da vergehlet, stumm;

Dort, wo das Grab, das Menschenhände schließen,  
Die Ewigkeit aufzut:  
Alles, was wir verschwiegen beide, dorten  
Spricht es dann unser Mund!

XXVII XXXVIII

Seufzer sind Luft, und in der Luft verwehn sie.  
Tränen sind Wasser, und sie gehn zum Meer.  
Sag, Weib: die Liebe, die vergessen wird,  
Weißt du, wohin die geht?

XXVIII XLII

Als ich's erfuhr, fühl' ich in meiner Brust  
Die Eiseskälte eines spitzen Dolches;  
An die Wand stützt' ich mich, und für Sekunden  
War mein Bewußtsein, wo ich war, verloren.

Auf meinen Geist senkte die Nacht sich nieder,  
Meine Seele verging in Weh und Zorne...  
Und da begriff mein Sinn, warum man weint,  
Und da begriff mein Sinn, warum man mordet!

Des Schmerzes Wolke zog vorüber... mühevoll  
Stammelte ich ein paar gebrochne Worte.  
Wer es mir hinterbracht? — Ein guter Freund...  
Es war sehr lieb!... Ich dankt' ihm für die Sorge.

XXIX XLIII

Das Licht stellt' ich beiseite und saß nieder  
Auf meines aufgewühlten Bettes Rand,  
Stumm und düster, die reglosen Pupillen  
Geheftet auf die Wand.

Wie lange blieb ich so? Ich weiß es nimmer:  
Als sich des Schmerzes grauser Taumel hob,  
Erlosch das Licht, und helle Sonne lachte  
Auf den Balkon.

Auch weiß ich nicht, was in den Schreckenstunden  
Da mit mir vorging, noch, was ich gedacht,  
Nur dieses weiß ich, daß ich weint' und fluchte,  
Und daß ich alt geworden diese Nacht.

XXX XLIV

Wie in offenem Buche  
Les' ich im Grunde deiner Augensterne;  
Was zwingst du deine Lippen,  
Wo es dein Auge Lügen straft, zum Lächeln?

Weine! schäme dich nimmer,  
Daß du mich etwas liebtest, zu gestehen.  
Weine! Es sieht uns niemand.  
Du siehst, ich bin ein Mann... und hab' doch Tränen!

XXXI XLV

Im Schlußstein des unsichern Mauerbogens,  
Dessen Steine die Zeit gerötet, hing,  
Werk eines ungefügen Meißels, trotzig  
Noch ein gotisches Schild.

Als des granitnen Helms Zimier, beschattete  
Der Epheu, der es rings umrankte, tief  
Die Wappentafel, drinnen eine Hand  
Ein Herz erhoben hielt.

Es zu betrachten im verlassnen Hofe,  
Standen wir beide still;  
Und „das“, sprach sie zu mir, „ist meiner ewigen  
Liebe vollkommnes Bild.“

Ach, Wahrheit ist es, was sie mir da sagte,  
Wahrheit ist es, daß sie  
Das Herz in ihrer Hand trug... oder sonst wo,  
Nur in dem Busen nicht.

XXXII XLVI

Sie traf zu Tode mich im sichern Dunkel,  
Mit einem Kuß besiegelnd den Verrat;  
Die Arme um den Hals mir schlingend, meuchlings  
Mit kaltem Blut vollführte sie die Tat.

Und heiter geht sie weiter ihres Weges,  
Glücklich, lächelnd, von keiner Angst durchbebt.  
Warum auch nicht? Wo die Wunde nicht blutet,  
Und der Tote noch lebt?

*Meine!*

XXXIII XLVII

An den Abgründen stand ich, an den jähem,  
Der Erde und des Himmels  
Und sah bis auf den Grund, sei's mit den Augen,  
Sei's mit den innern Sinnen.

Doch dann an eines Herzens Abgrund trat ich  
Und bog mich zu ihm nieder,  
Da zog sich Nacht um Seele mir und Augen:  
So schwarz war seine Tiefe.

XXXIV XLVIII

Wie man das Eisen reißt aus einer Wunde,  
Riß ich zu ihr die Liebe aus der Brust,  
War's auch, daß ich zugleich aus seinem Grunde  
Mein Leben reißen muß't.

Ihr Bild stürzte mein Wille vom Altare,  
Den ich in meiner Seele ihr erbaut,  
Und das da glomm, des Glaubens Licht, das klare,  
An der verlassnen Stätte ging es aus.

Wie fest ich auch entschlossen, doch in stummer  
Erscheinung naht sie stets noch meinem Sinn...  
Ach, könnt' entschlafen ich in jenen Schlummer,  
Der keinen Traum mehr spinnt.

XXXV XLIX

Einmal im Leben mag ich ihr begegnen,  
Und nah geht sie vorbei,  
Und lächelnd geht sie, und ich sag': „Sie lächelt?  
Wie kann das möglich sein?“

Gleich zwing' ich meine Lippen auch zum Lächeln,  
Maske des Schmerzes nur,  
Und in den Sinn dann kommt es mir: Sie lächelt  
Vielleicht ganz so wie du!

XXXVI L

So wie mit plumper Hand nach seiner Laune  
Der Wilde einen Stamm zum Gotte schnitzt  
Und gleich vor seinem Werke in den Staub fällt,  
So taten du und ich.

Wir nannten Wirklichkeit, was ein Phantom ist,  
Müßigen Geistes lächerliches Spiel,  
Und opferten vor dem Altar des Götzen  
Dann unsre Liebe hin.

XXXVII L II

Ach, gigantische Wogen, die ihr brüllend  
An verlassene ferne Küsten schlaget:  
In euers Schaumes Laken eingebettet,  
Nehmet mich mit in Gnaden!

Orkangewüte, das die welken Blätter  
Des hohen Waldes mitreißt in sein Rasen:  
In deinen blinden Wirbel fortgerissen,  
O nimm mich mit in Gnaden!

Sturmwolken, die ihr euch, zerspellt vom Blitze,  
Die zerrissenen Säume schmückt mit Flammen:  
Umfangen dicht von euerm dunkeln Nebel,  
Nehmet mich mit in Gnaden!

O nehmt mich mit, bis mit dem Sinn im Taumel  
Mir die Erinnerung schwindet! Habt Erbarmen!  
Denn ach, mit meinem Schmerz allein zu bleiben,  
Das kann ich nicht ertragen!

XXXVIII L III

Wieder werden die dunkeln Schwalben kommen  
Und dir die Nester bauen am Altan,  
Und wieder schlagen sie mit ihren Flügeln  
Im Spiele an das Glas.

Doch die, um deine Schönheit und mein Glücke  
Zu schaun, anhielten oft auf ihrer Fahrt,  
Die sich deinen und meinen Namen merkten,  
Sie... kehren nimmerdar!

Wieder empor an deines Gartens Mauer  
Klimmt das Geißblatt mit Ranken ohne Zahl,  
Und wieder abends öffnen sich die Blüten  
Und wohl noch schöner gar.

Jene aber, die ganz von Tau besprengten,  
Dessen Tropfen wir beide zittern sahn  
Und fallen, gleichsam wie des Tages Tränen,  
Sie... kehren nimmerdar!

Wieder werden ins Ohr dir Worte klingen  
Von Liebe, glutdurchlodert, wundersam,  
Und da erwachen wird dein Herze wieder  
Aus seinem tiefen Schlaf.

Doch schweigend und verzückt und auf den Knien,  
Wie man Gott anbetet am Hochaltar,  
Wie ich dich liebte — laß von deinem Wahnel —,  
Liebt keiner noch einmal!

### XXXIX LV

Unterm wirrtönigen Gelärm der Orgie  
Klang mir ins Ohr versäuselnd,  
Einer fernen Musik verschwebtem Ton gleich,  
Das Echo eines Seufzers.

Das Echo eines Seufzers, den ich kannte,  
Einem Atem entstammt, den ich getrunken,  
Durchwürtzt von einer Blume, die verborgen  
Erwächst in schatt'ger Mulde.



Meine Eintagsgeliebte fragte schmeichelnd:  
„Was kam denn in das Aug dir?“  
Oh nichts. . . — Nichts und du weinst? — Ach, es ist seltsam:  
Traurigkeit macht mich heiter, Wein mich traurig.

XL 4/1

Heute wie gestern, morgen so wie heute,  
Nichts andres je!  
Ein grauer Himmel, ew'ger Horizont,  
Und gehn... und gehn!

Das Herz im Takte schlagend, wie ein dummes  
Pumpenwerk purrt und purrt,  
Der plumpe Intellekt in einem Winkel  
Des Hirnes eingelullt.

Die Seele, die ein Paradies sich träumt,  
Es sucht und dran nicht glaubt,  
Müh ohne Ziel, rollende Woge, unkund,  
Wohin sie trag' ihr Lauf.

Stimme, die immerfort mit gleichem Klange  
Das gleiche Lied nur singt,  
Wassertropfen, der monotonen Falles  
Ohn' Ende quillt und quillt.

So ziehn die Tage hin, einer dem andern  
Folgend, in stetem Fluß,  
Heut das selbe wie gestern... und sie alle  
Ohne Schmerz, ohne Lust.

Ach, manchmal denk ich seufzend an die Schmerzen,  
Die einst mein Herz bewegt...  
Leiden ist bitter; aber wer da leidet,  
Der weiß doch, daß er lebt!

XLI LVII

**M**üde ward dies Gerüst von Haut und Knochen  
 Am Ende, einen tollen Kopf zu tragen,  
 Und nimmer wundert mich sein Widerstreben.  
 Denn ob vom Alter auch noch nicht gebrochen,  
 Macht' ich, zum Schaden mir, doch von den Tagen,  
 Die mir in dieser Welt zuteilt das Leben,  
 Solchen Gebrauch, daß ich zu Rechte sage,  
 Ein ganz Jahrhundert lieg' in jedem Tage.

Drum, stürb' ich jetzo, sprechen könnt' ich nimmer,  
 Ich hätte nicht gelebt. Wer sonst kann wissen,  
 Wie der Rock, ob er außen auch noch immer  
 Wie neu scheint, innen alt ist und verschlissen?

Alt und verschlissen, ja! Meinem Gestirne  
 Klag' ich's! Deutlich sagen es meine Leiden:  
 Schmerzen gibt es, die zwar nicht in die Stirne,  
 Doch ins Herz ihre grausen Spuren schneiden.

XLII LVIII

**W**illst du dir von diesem köstlichen Nektar  
 Sparen den bittern Satz,  
 Atme ihn ein, führ' ihn an deine Lippen,  
 Dann aber setz' ihn ab.

Willst du von dieser Liebe eine süße  
 Erinnerung wahren dir,  
 So laß uns heute ganz von ihr erfüllt sein,  
 Und morgen scheiden wir.

XLIII LX

**M**ein Leben ist wüstes Land:  
 Die Blüte bricht, die ich streifte;  
 Denn stets von des Weges Rand  
 Sät Böses mir eine Hand,  
 Und ich ernte, was da reifte.

XLIV LXI

Wann träge die Fieberstunden  
Schlaflos dahin an mir ziehn,  
Wer setzt an den Rand des Bettes  
Liebreich sich zu mir?

Wann ich die zitternde Hand  
Ausstrecke, nahe am Tod,  
Nach einer Freundeshand tastend,  
Wer ergreift sie wohl?

Wann im Kristall meiner Augen  
Erloschen die letzte Glut,  
Wer drückt die noch offenen Lider  
Gnädig dann mir zu?

Wann mich die Glocken zu Grabe-  
Läuten — doch wird es geschehn? —  
Wer spricht für mich, wie sie klingen,  
Dann wohl ein Gebet?

Wann meine Reste, die blassen,  
Schon ruhn im Totengefeld,  
Wer kommt zur vergessnen Grube,  
Dort zu weinen still?

Und wann an dem nächsten Tage  
Die Sonne strahlend ersteht,  
Wer wird dann daran noch denken,  
Daß ich je gelebt?

XLV LXIII

Gleich einem Schwarme von gereizten Bienen,  
Aus einem dunkeln Eck des Hirnes stürmen  
Also die Bilder der vergangnen Stunden,  
Sich wild auf mich zu stürzen.

Fortscheuchen will ich sie. Unnützer Eifer!  
Sie dringen an voll Tücke,  
Bohren nacheinander den spitzen Angel  
In mich, davon die Seele sich entzündet.

XLVI LXIV

So wie ein Geizhals seinen Schatz behütet,  
Hütet' ich meinen Schmerz,  
Daß sie, die ew'ge Liebe mir geschworen,  
Sehe, noch etwas ew'ges hab' das Herz.

Doch heut ruf' ich umsonst ihn, und die Zeit,  
Die ihn verschlungen, spricht:  
Elender Erdenkloß! Selbst Schmerz zu tragen  
Ewig, vermagst du nicht!

XLVII LXVI

Woher ich komme?... Aller Pfade rauhesten  
Wähle und schreckenvollsten:  
Die Spuren blut'ger Füße, die am Felsen  
Noch haften, an dem dorren,  
Die Fetzen einer Seele, die noch flatternd  
Wehn an den scharfen Dornen:  
Willst du zu meiner Wiege,  
Mußt du nur ihnen folgen.

Wohin ich gehe?... Überquer die dunkelste,  
Die traurigste der Schroffen,  
Schlucht voll ewiger Nebel und von ewigem  
Düsterm Gedünst durchflossen.  
Da steht ein Stein, ganz einsam in der Runde  
Und ohne Inschriftworte,  
Wo das Vergessen wohnt:  
Mein Grab einst find' ich dorten.

XLVIII LXVII

Wie schön ist es, zu schau'n,  
 Wie sich der Tag erhebt, gekrönt mit Flammen,  
 Und wie sein Feuerkuß  
 Wellen und Luft erglüh'n läßt im Brandel!

Wie schön ist es, im traurigen  
 Herbst an einem durchblauten Regenabend  
 Der befeuchteten Blüten  
 Wohlgeruch bis zur Sättigung zu atmen!

Wie schön ist es, wann lautlos  
 Der Schnee in Flocken niederfällt, der blanke,  
 Zu sehen, wie die züngelnde  
 Lohe um die rötlichen Scheite wabert!

Wie schön ist's, wann der Schlaf kommt,  
 Gut zu ruhn und wie ein Kantor zu schnarchen,  
 Zu essen, zu verdaun... nur leider ist das  
 Unserinem nicht alles!

XLXIX LXVIII

Was ich in letzter Nacht  
 Geträumt, ich weiß es nimmer,  
 Nur traurig war, sehr traurig wohl der Traum,  
 Denn ich schauderte noch, als er gewichen.

Als ich dann ganz erwachte,  
 Fand ich benetzt mein Kissen,  
 Und da ich's merkte, ward mein Herz zum ersten  
 Von einem bittern Lustgefühl ergriffen.

Traurig wohl sind die Träume,  
 Die uns zum Weinen bringen;  
 Doch meine Traurigkeit birgt mir ein Glück:  
 Ich weiß, daß ich noch Tränen kann vergießen.

## L LXIX

Ein Blitz ergleißt, wann wir ins Dasein kommen,  
 Und sterben wir — so kurz ist unser Leben —,  
 Ist er noch nicht verloht.

Ruhm und Liebe, danach das Herz erglommen,  
 Sind Schatten eines Traums, wonach wir streben:  
 Aufwachen ist der Tod!

## LI LXX

Wie oft am Fuß der Mauern, die sie hüten,  
 Der alten, übermoosten,  
 Hört' ich die Glocke, die um Mitternacht  
 Zur Mette rief die Frommen.

Wie oft zeichnete meinen düstern Schatten  
 Der Silberschein des Mondes  
 Neben den der Zypresse ihres Gartens,  
 Die da ragt, auf den Boden.

Und wann die Kirche sich in Dunkel hüllte,  
 In den Scheiben des Bogens,  
 Des durchbrochnen, wie oft sah ich, erzitternd,  
 Das Licht der Lampe lodern.

Und ob auch durch des Turmes dunkle Ecken  
 Der Wind pfiß, in des Chores  
 Vielen Stimmen erkannt' ich ihre Stimme,  
 Die bebende, hell-hohe.

Und wann ein Furchtsamer in Winternächten  
 An dem verlassnen Orte  
 Vorüber muß', beschleunigte den Schritt er,  
 Wenn er mich sah am Dome.

Und sicher wieder hat ein altes Weib  
Berichtet dann am Morgen,  
Ich sei vielleicht die Seele eines Küsters,  
Der in Sünden gestorben.

Ich kannte auch im Finstern alle Winkel  
Des Vorraums und des Tores;  
Heute noch tragen meiner Füße Spuren  
Die Nesseln, die dort sprossen.

Die Käuzchen, die mit ihren Feueraugen,  
Aufgeschreckt, mich verfolgten,  
Im Lauf der Zeit bin ich für sie ein guter  
Kamerade geworden.

Lazerten spielten neben mir und hatten  
Jegliche Furcht verloren,  
Selbst die stummen Heiligen aus Granit  
Haben mir Gruß geboten.

X LII LXXI

Ich schlief nicht, nur in jenem Limbus zog ich,  
Wo die Gegenstände die Formen ändern,  
Geheimnisvolle weite Stätten, die  
Den Schlaf vom Wachen trennen.

Die Gedanken, die erst in stummem Reigen  
Rings um mein Hirn sich raschen Wirbels drehen,  
Ich sah sie allgemach langsamern Taktes  
Im Tanz vorüberschweben.

Die Lider dämpften mir den Glanz des Lichtes,  
Das durch die Augen eintritt in die Seele,  
Doch innen ließ ein andres Licht die Welt  
Der Gesichte erstehen.

Da plötzlich klang ins Ohr ein leiser Laut mir  
Gleich jenem, der im Gotteshaus verbeugend  
Hinirrt, wann die Gläubigen ihr Gebet  
Mit einem Amen enden.

Und ich vernahm wie eine zarte, traurige  
Stimme, die mich beim Namen rief von ferne,  
Atmete Duft von Kerzen, kaum erloschen,  
Von Weihrauch und Essenzen.

-----

Dann kam die Nacht, und wie ein Stein so sank ich  
In die tiefe Umarmung des Vergessens:  
Ich schlief, und da ich aufwacht', rief ich: „Jemand  
Starb, der mir lieb gewesen!“

LIII LXXII

ERSTE STIMME:

Rausche melodisch die Welle immer,  
Duft das Veilchen, in Silberschein  
Hülle die Nacht sich, der Tag erschimmer'  
In Gold und Flimmer:  
*Liebe allein*  
Läßt selig sein!

ZWEITE STIMME:

Beifalles Brausen, Wolke von Strahlen,  
Zahm uns zu Füßen des Neides Meer,  
Insel der Träume, in deren Talen  
Wir ruhn von Qualen:  
Der Ruhm, wo wär'  
Ein Rausch wie der!



### DRITTE STIMME:

Glühende Kohlen sind Gut und Habe,  
Der Dünkel Schatte, der schnell verweht;  
Ruhm, Gold, was irgend die Sinne labt,  
Ist Lügengabe:  
Alles vergeht,  
Freiheit besteht!

---

So zogen die Schiffer vorüber und sangen  
Ihr ewiges Lied,  
Indes, von der Sonne vergoldet, der Schaum  
Von den Rudern stiebt.

Sie riefen: „Nun, schiffst du dich ein?“ Aber lächelnd  
Nur rief ich vom Land:  
„Ich machte die Fahrt schon; ihr seht: meine Kleider,  
Sie liegen zum Trocknen hier noch an dem Strand.“

### LIV LXXIII

Man schloß ihr die Augen,  
Die offen noch standen,  
Man deckte ihr Antlitz  
Mit dem weißen Laken;  
Und einige schluchzend,  
Und schweigend die andern,  
Das traurige Zimmer  
Verließen sie alle.

Die Kerze im Glas,  
Die am Boden brannte,  
Sie warf an die Mauer  
Den Schatten des Lagers,  
Und bisweilen zeichnete  
Sich zwischen dem Schatten  
Die Linie des Körpers,  
Die regunglos-starre.

Aufwachte der Tag,  
Und beim ersten Glanze  
Erwachten die Leute  
Tausendfachen Schalles.  
Da kam's in den Sinn mir  
Vor dem Gegensatze  
Von Leben und Rätsel,  
Von Licht und von Schatten:  
*Mein Gott, o wie sind doch  
Die Toten verlassen!*

Auf den Schultern ward sie  
Zur Kirche getragen,  
In einer Kapelle  
Dann ließ man die Bahre.  
Dort wurden die Reste  
Umgeben, die blassen,  
Mit gelblichen Kerzen  
Und schwarzem Behänge.

Als das Totenglöckchen  
Verschollen, da sagte  
Ihr letztes Gebet  
Noch her eine Alte,  
Durch das Schiff dann schritt sie,  
Die Türen erknarren,  
Und der heil'ge Raum war  
Verödet für lange.

Man hörte im Takt  
Eine Uhr nur schlagen  
Und etlicher Kerzen  
Knisterndes Geflacker.  
So bange und traurig,  
So dunkel war alles  
Und starr, daß ich in mir  
Mit einemmal dachte:  
*Mein Gott, o wie sind doch  
Die Toten verlassen!*

Die eherne Zunge  
Der Glocke drauf sandte  
Ihr letzt Lebewohl ihr  
Mit schwingendem Klange,  
Und in langem Zuge  
Gingen hinterm Sarge  
In Trauergewändern  
Freunde und Verwandte.

Die Grube da grub ihr,  
Die dunkle, gedrange,  
Am Ende des letzten  
Asyles der Spaten.  
Dort ließ man sie nieder,  
Sie eilig verscharrend,  
Und mit einem Gruße  
Schied man von dem Grabe.

Und der Totengräber,  
Den Spaten geachselt,  
Ging, ein Liedchen summend,  
Als letzter von dannen.  
Die Nacht sank hernieder,  
Ganz stille dann ward es;  
Im Dunkel verloren  
Da war's, daß ich dachte:  
*Mein Gott, o wie sind doch  
Die Toten verlassen!*

In eisigen Winters  
Nächten, in den langen,  
Wann im Wind die Bohlen  
Der Häuser erkrachen  
Und der starke Sturzguß  
An die Fenster prasselt,  
Da denk' ich allein noch  
In Treuen der Armen.

Dort trifft sie der Regen  
Mit ewigem Klange;  
Dort schlägt sie der Nordwind  
In sausendem Jagen.  
Von den feuchten Mauern  
Der Gruft da umfassen,  
O muß ihr Gebein nicht  
In Eis sich verwandeln?

---

Kehrt der Staub zum Staube,  
Bleibt der Geist erhalten?  
Ist alles nur Stoff,  
Nur Moder und Asche?  
Ich weiß nicht; doch etwas  
Kann ich nicht erfassen,  
Daß zugleich uns Grauen  
Durchschüttert und Jammer,  
Sehen wir die Toten  
So traurig verlassen!

LV LXXIV

**E**ntgürteten Gewandes  
Und mit gezückten Schwertern  
Sah ich an der goldnen Schwelle des Tores  
Wache halten zwei Engel.

Da trat ich an die Eisen,  
Die den Eintritt verwehren,  
Und in dem Grund der Gitterflügel sah ich  
Verwirrt und weiß sie gehen.

Ich sah sie wie das Bild,  
Das leichte Träume weben,  
Wie einen feinen Lichtstrahl, der durch Schatten  
Hingleitet, blaß verbebend.

Eine glühende Sehnsucht  
Fühlt' ich da in der Seele.  
Gleichwie ein Abgrund anzieht, zog mich dieses  
Geheimnis sich entgegen!

Doch ach! mit ihren Blicken  
Schienen die Engel mir zu sagen strenge:  
Gott nur allein darf schreiten  
Hier über diese Schwelle!

LVI LXXV

So ist es Wahrheit, daß, wann unsre Augen  
Mit seinen Rosenfingern rührt der Schlummer,  
Den Kerker, drin er wohnt, dann unser Geist  
Verläßt in eil'gem Fluge?

So ist es Wahrheit, daß, ein Gast der Nebel,  
Im sanften Hauch des Nachtwinds, er vom Grunde  
Auffliegt zum weiten Raum und andre findet,  
Die hingetragen wurden?

Und dort, der menschlichen Gestalt entkleidet,  
Von keinem Band der Erde mehr umschlungen,  
In dem schweigenden Reiche der Gedanken  
Dann wohnt für kurze Stunden?

Und lacht und weint und Abscheu fühlt und Liebe  
Und noch von Freude und von Schmerz die Spuren  
Bewahrt, wie sie ein Meteor zurückläßt,  
Das übern Himmel zuckte?

Ich weiß nicht: wird sie nur aus uns geboren,  
Lebt sie auch außen, diese Welt der Wunder?  
Doch weiß ich: viele Menschen kenn' ich, die  
Mir nie vor Augen stunden.

In dem gewalt'gen Schiffe  
 Des byzantin'schen Tempels  
 Sah ich das got'sche Grab, im ungewissen  
 Licht, das durch die gemalten Scheiben bebt.

Die Hände auf der Brust  
 Und ein Buch in den Händen,  
 Lag ein schönes Weib auf dem Sarkophage,  
 Ein Wunderwerk des Meißels, hingebettet.

Der aufgelösten Glieder  
 Süße Last, die versenkte,  
 Zog in Falten des Pfühls Granit, als ob er  
 Aus Atlas und aus weichem Daun bestände.

Noch den göttlichen Abglanz  
 Des allerletzten Lächelns  
 Wahrte das Antlitz, wie der untersinkenden  
 Sonne flüchtigen Strahl der Himmel festhält.

An dem steinernen Kissen  
 Oben saßen zwei Engel,  
 Die, den Finger gelegt an ihre Lippen,  
 Schweigen geboten hier der heil'gen Stätte.

Nicht war's, als ob sie tot sei;  
 Nur in dem matten Dämmer  
 Der mächt'gen Bogen schien sie hier zu schlafen  
 Und in Träumen das Paradies zu sehen.

Dem Grabmal in der dunkeln  
 Ecke da trat ich näher,  
 Wie wir zur Wiege, wo ein Knäblein schlummert,  
 Behutsam und auf leisen Sohlen treten.

Einen Augenblick lang  
Sah ich sie an, und jener  
Lauliche Glanz, das Bett von Stein, das nahe  
Der Wand noch einen freien Platz gewährte,

Weckten nach der Unendlichkeit  
Mir Sehnsucht in der Seele,  
Den Drang des Todeslebens hier, dahin,  
Wo Äonen Sekunden sind, zu schweben.

-----  
-----  
Müde von all dem Streite,  
Darin ich kämpfend lebe,  
Denk' ich so manchesmal an jenen dunkeln  
Verborgnen Ort mit Neid und stillem Sehnen.

Und an die blasse, stumme  
Frau dort denk' ich und spreche:  
Oh, wie sanfte Liebe ist die des Todes!  
Oh, wie friedlicher Schlaf ist der der Gräber!

Im Herbst 1913 erscheint im gleichen Verlag:

## **F. Böttner, Ich und meine fünf Jungen**

*Tagebuchblätter eines Erziehers*

Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Ein in seiner Art äußerst originelles Werk, das in der Form von Tagebuchblättern über das erste Jahr eines Erziehheims die wichtigsten Fragen des nationalen Lebens vom Rassestandpunkt aus behandelt und überaus scharfe Kritik an den heutigen Zuständen übt. Die Hauptfragen sind: sexuelle Erziehung, soziale Schichtung, Politik (die Balkanwirren geben den Hintergrund ab), Judentum, Religion, Kunst. Die fünf Jungen, Vertreter verschiedener Typen der Hochrasse, erscheinen in ihren Eigenheiten und Krisen als plastische Gestalten, und ebenso treten der Verfasser und die übrigen Herren der Gründung hervor. Neben der unbarmherzigen, oft sarkastischen Kritik eine ungewöhliche Liebeshwürdigkeit, neben der etwas hochmütigen Überlegenheit des Mannes guter Herkunft und Erziehung ein frischer Sinn für alles Heitere, echter Humor, Gemüt. Freilich: den »Minderrassigen« kann man davor nur warnen; er wird das Buch an die Wand werfen und den Verfasser steinigen wollen

**Alexander Duncker Verlag/Weimar**



